



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schroeder, Friedrich: Kindersprache und Sprachgeschichte : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

anziehende, bald abstoßende Volksart, die der antiken doch so nahe steht, kennen zu lernen. Für den wissenschaftlich gebildeten Deutschen liegt darin der besondere Reiz einer italienischen Reise.



## Kindersprache und Sprachgeschichte

Von Friedrich Schroeder

(Schluß)



Die Ausdrücke der Kindersprache, *apu* und *baba*, bezeichnen, so vielseitig sie sind, schon eine höhere Stufe der Begriffsentwicklung. Sie sind schon Gattungsnamen. Die ersten Wörter des Kindes haben aber eine andre Bedeutung: sie sind Namen für Einzelnes, Eigennamen. *Tul* nennt das Kind zunächst nur einen, nämlich seinen eignen Stuhl, und auch *baba* schlafen bedeutet wohl zunächst nur den eignen Zustand. Aber sehr bald fallen ihm die übereinstimmenden Züge bei Dingen und Vorgängen derselben Art auf, und nun dehnt es den Namen, der nur einem Einzelnen zukam, auf die ganze Gattung aus; nun nennt es z. B. auch andre Stühle *Tul*, braucht das Wort *baba* auch vom Schlafen anderer u. s. f. Denselben Stufengang hat auch die Sprache der Menschheit durchmachen müssen. Ja noch heute giebt es Sprachen, die die höchste Stufe nicht erklimmen haben. Gattungsnamen fehlen zwar auch ihnen nicht völlig, aber bis zur Bezeichnung der höhern Gattungen sind sie nicht vorgebrungen. In der Sprache eines solchen Naturvolks kann man zwar sagen „mein Kopf,“ aber nicht „der Kopf,“ andre Sprachen haben wohl besondere Wörter für das Fischen der verschiednen Meertiere, aber keines für fischen. Die Fähigkeit zu abstrahieren ist eben nur sehr mangelhaft entwickelt.

Und noch eine andre Bemerkung ist an jene Kindervörter anzuknüpfen. Sie sind zunächst Satzörter, sie bezeichnen jedesmal einen ganzen Gedanken, der sich auf die genannte Vorstellung bezieht, in der Regel ein Begehren, später auch ein Urteil. So heißt *apu* z. B.: ich will Kuchen haben, *tul*: ich will auf den Stuhl gehoben werden, oder mein Stuhl soll an den Tisch, *baba* ich möchte schlafen gehn, später kann dann *baba* auch bedeuten: er schläft, *tul*: hier ist ein Stuhl. Die Bedeutung ergibt sich aus dem Tone, wie die Wörter gesprochen, und aus den Mienen, Blicken und Gebärden, von denen sie begleitet werden. Damit sind diese Kindervörter also den unvollkommenen Sätzen an die Seite zu stellen, die wir selbst nicht selten bilden: zahlen! Hilfe! einsteigen! Diebe! Auch hier fehlt das Zeichen für den Wunsch, den Befehl, die Aussage, wie wir es in unsrer Personalendung haben. Ein Ausdrucksmittel,

durch das es möglich wird, die Worte als Zeichen für Vorstellungen, nicht mehr als Zeichen für ganze Gedanken zu verwenden, gewinnt das Kind dann an der Gebärde. Den Gedanken: Der Vater ist nicht da, bezeichnet es wohl, indem es Papa sagt und dazu den Kopf schüttelt. Oder es benutzt eine hinweisende Gebärde, mit der es das ausgesprochne Wort begleitet, zur Bezeichnung der Anwesenheit. Und nicht lange, so treten an die Stelle der Gebärden Wörter der Lautsprache: dann heißt es Papa nein oder Papa ada für der Vater ist nicht da, Mama da für die Mutter ist da usw. Natürlich kommen nur solche Sätze in Betracht, die das Kind selbst bildet, nicht nachgeplapperte. Zugleich werden die Wörter in der mannigfaltigsten Weise zu Sätzen zusammengefügt. Diese Sätze sind freilich noch höchst unentwickelt, die Redeteile äußerlich noch nicht geschieden, Formwörter, also Binde- und Verhältniswörter, werden noch gar nicht verwandt, auch eine Biegung fehlt noch, die Zeitwörter erscheinen in der Nenn- oder in der Befehlsform: Apu haben = ich will Kuchen haben, Mama tom = die Mutter soll kommen. Oft fehlen auch noch die Zeitwörter: danna kaha = die Tante hat mir Kuchen gegeben. Aber der wesentlichste Fortschritt ist gemacht.

Entsprechend haben wir uns die Entwicklung der Sprache der Menschheit zu denken, nur daß hier die Gebärden gewiß viel länger neben den Worten der Lautsprache bei der Satzbildung verwandt worden sind. Das Kind, das an der Sprache seiner Umgebung unausgesetzt ein Vorbild findet, muß eben schnellere Fortschritte machen. Mit der Zusammenfügung mehrerer Wörter zu einem Satze, wie sie sämtliche Sprachen kennen, ist vielleicht der wichtigste Schritt gethan worden. Nun waren die verschiedenartigsten Verbindungen der Worte möglich. Die Mitteilungen, die bisher an gegenwärtige Anschauungen geknüpft gewesen waren, konnten sich von diesen frei machen: man konnte Vergangnes erzählen und auf Zukünftiges hindeuten. Nun war ferner die Bildung neuer Ausdrucksmittel nahe gelegt: man konnte die Satztheile durch Stellung und Betonung unterscheiden. Es war endlich die Möglichkeit gegeben, die Redeteile durchweg scharf voneinander zu sondern, und die gesteigerte Vollkommenheit der Ausdrucksmittel mußte höchst förderlich auf das Denken zurückwirken, das sich nun freier entfalten konnte. Freilich ist das alles nur sehr allmählich vor sich gegangen. Die Worte, die aneinandergereiht wurden, waren für lange Zeit nur Wurzeln, ohne jede Biegung, ganz entsprechend den oben angeführten Kinderfägen. Manche heutigen Sprachen sind bekanntlich auch auf dieser Stufe stehn geblieben, so das Chinesische, wo es zu einer Scheidung der Redeteile im allgemeinen nicht gekommen ist, und z. B. ein und dasselbe Wort Ruhe, ruhig, ruhig sein, beruhigen und beruhigt werden bedeuten kann.

In den kindlichen Satzwörtern wie tul sind vorwiegend Dingvorstellungen, seltner Zustands- und Thätigkeitsvorstellungen enthalten. Das Begehren richtet sich eben meistens auf Gegenstände, zugleich ist die deutliche Bezeichnung des Gegenstands zum Verständnis unerläßlich, während der Begriff der Thätig-

keit wie geben u. dergl. viel eher unausgedrückt bleiben kann. Natürlich herrschen denn auch während der ganzen Zeit der Sprachaneignung des Kindes die Hauptwörter durchaus vor. Wir dürfen annehmen, daß auch in der Urzeit diese die zahlreichern gewesen sind. Zwar hat uns die Etymologie lehren wollen, daß es ursprünglich nur Fürwort- und Zeitwortwurzeln gegeben habe, und daß aus den Zeitwörtern erst die Hauptwörter und auch die Eigenschaftswörter entstanden seien. In der That führen unsre meisten Hauptwörter auf Zeitwörter zurück. Die Sonne hat ihren Namen vom Leuchten, der Tag vermutlich von Brennen (Tag ist die Zeit des Sonnenbrandes), der Wolf vom Rauben oder vom Zerreißen. Aber es ist gewiß irrig, alle Hauptwörter auf diesem Wege herleiten zu wollen. Wenn neben dem gemeinindogermanischen Worte *mus* (Maus) eine gleichlautende Wurzel mit der Bedeutung stehlen bestanden hat, so ist es mindestens ebenso wahrscheinlich, daß diese Thätigkeit ihren Namen von dem Tiere, wie umgekehrt das Tier den seinen von der Thätigkeit erhalten hat, ganz ähnlich wie wir jetzt von Maus ein Zeitwort mausen, von Affe ein nachäffen u. dergl. gebildet haben. Gewiß sind sehr viele Thätigkeiten und Zustände erst nach Dingen benannt worden, Dingnamen haben wahrscheinlich auch in der Urzeit zunächst überwogen.

Endlich sind noch ein paar Bemerkungen über die Lautgestalt der Wörter *apu*, *haba* usw. nötig. Das Kind bringt in seinen „Lallmonologen,“ die es im Gefühl des Behagens hält, eine ganze Reihe von Lauten und Lautverbindungen hervor, Laute zum Teil, die man in dem Alphabete der Sprache seiner Eltern vergeblich sucht und in denen völlig unverwandter Völker, etwa der Hottentotten, wieder entdeckt. Aber diese Laute willkürlich hervorzubringen, gelingt dem Kinde nur mit großer Mühe und erst allmählich. Manche Konsonanten lernt es bekanntlich sehr spät sprechen. Was ihm zunächst auch gar nicht gelingen will, das ist das Aussprechen von Konsonantenverbindungen. Dazu tritt sehr häufig Verdoppelung der einfachen, nur aus Konsonant und Vokal bestehenden Silben auf, wie sie die allbekanntesten Wörter der Kinder- und der Ammensprache zeigen. So wird aus Milch *mini* u. dergl. Ähnlich muß es nun auch in der Ursprache gewesen sein. Auch hier ist wohl zuerst immer nur ein Konsonant mit einem Vokal verbunden worden; Doppelkonsonanz ist vermutlich viel später und zwar erst durch Ausstoßung eines zwischen zwei Konsonanten stehenden Vokals entstanden. Auch hier ist jedenfalls die Silbenverdoppelung eine häufige Erscheinung gewesen, die auf späterer Sprachstufe in mannigfacher Weise der Grammatik dienstbar gemacht wurde; sogar die indogermanischen Sprachen zeigen bekanntlich in ihrer Reduplikation noch Reste der einstigen Wortverdoppelung. Endlich werden die Konsonanten auch ziemlich in derselben Reihenfolge erworben worden sein, die wir beim Kinde beobachten. Die Gaumen- und die Kehllaute u. a., die in den Lallmonologen des Kindes erst später auftreten, und die es sich entsprechend erst zu allerletzt aneignet, sind sicherlich jünger als die Lippen- und die Zahnlaute. Sie fehlen auch in den Alphabeten mancher Völker.

Wir versuchen nun noch weiter rückwärts zu schreiten. Aber die Schritte werden unsicherer. In das Dunkel der ältesten Zeit fällt aus der Kinderstube nur spärliches Licht. Ein Unterschied zwischen dem Urmenschen und dem sprechen lernenden Kinde besteht ohne Frage. Die Sprachwerkzeuge des Kindes sind durch Vererbung geschickter, als die des Urmenschen gewesen sein können. Andererseits werden wir uns diesen geistig höher entwickelt denken dürfen als das Kind während des ersten Lebensjahres. Und vor allem: dem Kinde wird die Sprache überliefert, während der Ur Mensch sie aus sich selbst schaffen mußte. Immerhin läßt die Analogie des sprechen lernenden Kindes nicht völlig im Stich. An der Art, wie das Verständnis für die Sprache seiner Umgebung beim Kinde erwacht, und wie dieses sich seine ersten Bezeichnungen schafft, haben wir doch einen Fingerzeig für die Vorstellungen, die wir uns von der Entstehung der menschlichen Sprache machen müssen. Das Sprachverständnis des Kindes kann man allerdings auf verschiedene Art erwecken, aber am leichtesten führt doch folgender Weg zum Ziele: Man läßt das Kind irgend ein Geräusch, das Ticken der Uhr, das Bellen des Hundes, hören und begleitet dies mit einem klangnachahmenden Lautgebilde: Ticktack, Wauwau. Durch das Band der Ähnlichkeit bildet sich am leichtesten die Assoziation zwischen Lautzeichen und Bezeichnetem. Auch nachher, wenn das Sprachverständnis schon verhältnismäßig weit entwickelt ist, pflegen Angehörige und Wärterinnen sich vorwiegend solcher nachahmenden Wörter zu bedienen, ja man setzt später wohl diese mit den richtigen Namen zusammen und bildet Wörter wie Kuhkuh, Patzschhand, Hottopferd. Das ebenso entstandne Piep-vogel ist sogar als Scherzwort in die Sprache der Erwachsenen übergegangen. Und bei dem regen Nachahmungstrieb, der das Kind schon vom Ende des ersten Lebensjahres an beherrscht, bildet es solche nachahmenden Wörter auch von sich aus und verwendet sie gern.

Aus alledem läßt sich schließen, daß die menschliche Sprache in der Klangnachahmung ihren Ursprung hat. Diese Ansicht, die onomatopoeitische Theorie, ist zwar als Wauwautheorie verspottet worden, wie sich auch die andern Sprachursprungstheorien Spottnamen haben gefallen lassen müssen, aber sie ist jetzt wohl kaum mehr bestritten. Darum herrscht aber doch noch keineswegs Einigkeit. Wenn sich die Köpfe auch nicht mehr über die Streitfrage der griechischen Forscher erhitzen, ob die Sprache von Natur oder durch menschliche Sägung und Übereinkunft geworden, noch über die des achtzehnten Jahrhunderts, ob sie ein göttliches Geschenk oder eine menschliche Erwerbung sei, so ist doch der Streit nicht zur Ruhe gekommen. Eine Reihe angesehener Forscher kann sich nicht davon überzeugen, daß bei der Entstehung der menschlichen Sprache die Absicht der Mitteilung im Spiele gewesen sei; sie glauben ohne die Ansetzung von „Sprachreflexen,“ d. h. angeborenen Lauten, die ungewollt in einer den gehörten Lauten ähnlichen Gestalt hervorbrechen, nicht auskommen zu können, von andern Versuchen, die Annahme einer Absicht beim Sprachursprunge zu vermeiden, ganz abgesehen. Es soll hier auf Gründe und Gegengründe nicht

eingegangen, sondern nur kurz angedeutet werden, wie man sich die Entstehung der menschlichen Sprache auch ohne Zuhilfenahme solcher angeborenen Laute denken kann.

Natürlich hat der Mensch, ehe er das erworben hat, was wir menschliche Sprache nennen, eine der Tiersprache ähnliche gehabt. Daß es eine Tiersprache giebt, ist ja bekannt. Viele Tiere benutzen die Laute und Bewegungen, die ihnen die Natur gegeben hat, um ihr Begehren auszudrücken. So haben die Affen eine Grimassen- und Gebärdensprache, viele Vögel eine Lautsprache. Und mit den Warnrufen, wie sie die Genschen hören lassen, erheben sich die Tiere schon über den Standpunkt der Mitteilung des eignen Seelenzustands und nähern sich der eines äußern Vorgangs. Auf dieser Stufe hat auch der Mensch einst gestanden; er ist aber über sie hinausgeschritten, als er die Entdeckung machte, daß sich durch Nachahmung, zuerst durch malende Gebärden, dann durch malende Laute, die Dinge der Außenwelt bezeichnen lassen. Die Entdeckung mochte, nachdem vielleicht eine längere Zeit spielender Übung, eines Nachahmens von Bewegungen und Lauten zur Ergözung und Unterhaltung, wie wir solches auch bei unsern Kindern beobachten, vorhergegangen war, eines Tags rein zufällig gemacht worden sein. Das Bedürfnis nach Mitteilung, ja wohl geradezu die Not zwang aber bald, sie zu verwerthen. So traten diese Nachahmungen in den Dienst des geistigen Verkehrs. Mit der ersten Gebärde aber, die einen gewünschten oder gefürchteten Gegenstand oder vielmehr eine auf den betreffenden Gegenstand gerichtete Begierde oder Furcht — denn zunächst waren auch die neuen Ausdrücke Zeichen ganzer Gedanken, eines Wunsches, einer Bitte, einer Warnung; Namen für die Gegenstände, Zeichen von Vorstellungen wurden sie erst später —, mit der ersten Gebärde, die einen solchen Gedanken durch Nachahmung, etwa einer Bewegung des Gegenstands, bezeichnete, war ein Schritt gethan, den das Tier mit seiner niedrigeren Intelligenz nicht nachthun kann. Und mit dem ersten Schrei, der zu demselben Zwecke einen Laut nachahmte, war die der Gebärdensprache noch weit überlegne Lautsprache gegeben. Das aber, was dem Menschen diese Schritte über die Äußerungen der Tiersprache hinaus ermöglichte, ist eine Fähigkeit, die dem Tiere so gut wie ganz versagt ist, das Abstraktionsvermögen; dieses setzt ihn in den Stand, von dem, was in einem Anschauungskomplexe, z. B. der Anschauung eines sich bewegenden oder schreienden Tieres, gegeben ist, einen Teil (die Bewegung oder den Schrei) getrennt vorzustellen, auch wenn dieser, wie die Bewegung, an und für sich unanschaulich ist.

Vielleicht können wir uns die Verwendung der Onomatopöie auch noch mannigfaltiger denken, als wir sie bei unsern Kleinen beobachten. Sie erstreckte sich vermutlich nicht bloß auf Laute, also nicht nur auf Geräusche (vergl. das nachahmende Kinderwort patzsch für Hand), Tierstimmen (vergl. wauwau) und menschliche Interjektionen (vergl. hotto), sondern griff, symbolisch andeutend, auch auf andre Wahrnehmungsgebiete über, suchte also auch Tast- und Gesichtsvorstellungen, die Weichheit, die langsame Bewegung, die große

Gestalt u. dergl. durch Laute darzustellen. Jedenfalls haben heute die Laute die Fähigkeit, solche Vorstellungen zu erwecken. Man denke etwa an Verse wie die Schiller'schen:

Und wo des Bauches weiches Blief  
Den scharfen Bissen Blöße ließ,  
Da reiz ich sie, den Wurm zu packen,  
Die spitzen Zähne einzuhacken,

wo zunächst die weichen Laute *b*, *w* und *vl*, dann die scharfen Zischlaute und zum Schluß auch das kurze *a* mit folgendem *ck* in dieser Art malend wirken. Es ist durchaus nicht unglaublich, daß diese Fähigkeit der Laute schon in der Urzeit ausgenutzt worden ist. — Sprachgeschichtlich läßt sich das allerdings so wenig wie die onomatopoetische Bildung der Urwurzeln überhaupt erweisen. Aber die letzten Elemente der menschlichen Sprache aufzufinden, ist bei der Veränderung, die sie im Laufe der Zeiten erfahren haben, für uns ein Ding der Unmöglichkeit.

Die Erwerbung dieser nachahmenden Lautgebilde durch die Gesamtheit konnte natürlich nur langsam vor sich gehn. Daß es aber den Menschen trotz der Ungeübtheit ihrer Sprachorgane gelang, ein solches Wort wieder hervorzubringen, erklärt sich aus dem Bedürfnis nach besserer Verständigung. Der Wert des neuen Ausdrucksmittels zeigte sich so deutlich, daß man gewiß keine Mühe scheute, es sich zu eigen zu machen.

Und fragen wir: Wie hat der Mensch über die onomatopoetischen Bezeichnungen hinausgelangen können? so geben uns wieder die Kinder Antwort. Ein englischer Knabe ahmte das Schnattern einer auf dem Teiche schwimmenden Ente durch den Laut *Kuak* nach, bald nannte er aber auch alle Vögel und Insekten *Kuak* und andererseits alle Flüssigkeiten. Und als er auf einem französischen Sou einen Adler gesehen hatte, bezeichnete er auch sämtliche Münzen mit *Kuak*. Das Beispiel zeigt eins mit voller Deutlichkeit: Wie bei dem früher besprochenen Kinderworte *apu* wird der Name mit souveräner Freiheit auf die verschiedensten Dinge übertragen; und die onomatopoetische Grundbedeutung vermag die anderweitige Verwendung nicht zu hindern, sie kann verabschiedet werden, nachdem sie ihre Aufgabe, zwischen dem Wort und seiner Bedeutung zu vermitteln, erfüllt hat. *Kuak* wurde Name für die Ente, ohne daß in jedem Falle der Anwendung an den Naturlaut gedacht wurde, was ja zuweilen, wenn sich das Tier ruhig verhielt, auch fern genug lag. Und da die Vorstellung des Schreies nicht mehr den Vortritt beanspruchte, wurden die mannigfachen Verallgemeinerungen und Metonymien möglich. Nicht anders wird es beim Urmenschen gewesen sein. Auch hier wird sich die Erinnerung an den Ursprung eines Wortes aus Lautnachahmung bald nicht mehr stark genug erwiesen haben, die verschiedensten Übertragungen, die wir uns nicht minder kühn zu denken haben wie jene kindlichen, zu verhindern. Das Vergessen der Grundbedeutung, das auch heute noch der Weiterentwicklung der Sprache im höchsten Grade förderlich ist, ist also schon auf onomatopoetischer Stufe möglich und nützlich gewesen.

Natürlich beobachten wir auch beim Kinde eine Vorstufe, auf der seine Ausdrucksmittel denen der höhern Tiere entsprechen. Seine angeborenen instinktiven Äußerungen, besonders das Weinen und Schreien, treten bald in den Dienst der Mitteilung: das Kind weint und schreit absichtlich, nachdem sich die Vorstellung des Erfolges seiner zunächst unwillkürlichen Äußerungen, also des Stillens und Wartens, mit der Vorstellung dieser Laute verknüpft hat. Nach einiger Zeit gefellen sich zu den rein vokalischen Schreien auch Silben, die schon Konsonanten enthalten, und die zugleich eine bestimmte engere Bedeutung als jene lediglich das Unlustgefühl ankündigenden Schreie aufweisen. Nach den — freilich noch sehr zu vervollständigenden — Beobachtungen scheint die Silbe möm durch eine Verbindung des Unlustschreies mit der dem saugenden Kinde eigentümlichen Mundstellung zu entstehn. Und entsprechend ist ihre Bedeutung nicht allgemein, nicht die der Unlust und des Verlangens überhaupt, sondern sie hat die ganz besondere Bedeutung des Verlangens nach Nahrung. Möm heißt also: mich hungert, und bisweilen hält sich diese Ursilbe in der Sprache des Kindes noch lange in der Bedeutung Nahrung. So ist nun auch die Entwicklung beim Urmenschen vor der Schöpfung der eigentlich menschlichen Sprache zu denken. Nur werden die Interjektionsprache und die laute Mundgebärdensprache bei ihm noch weiter ausgebildet gewesen sein. Insbesondere mögen die auf die Nahrung bezüglichen Gebärden des Saugens, Leckens, Beißen, Kauens in Verbindung mit dem Begehrungsschrei schon eine ganze Reihe von bedeutungsvollen Silben geschaffen haben. Bei allen Versuchen jedoch, Wörter heutiger Sprachen auf solche vorsprachlichen Äußerungen zurückzuführen, ist große Vorsicht geboten.

Auch für die Frage der Abhängigkeit des Denkens von der Sprache sind die Beobachtungen, die wir an den Kleinen machen, von Wichtigkeit. Daß erst die Sprache das Denken geschaffen habe, ist zwar von angesehener Seite behauptet worden, es spricht aber doch alles dagegen. An unsern sprechen lernenden Kindern sehen wir deutlich, wie das Denken der Sprache vorausgeht, und dasselbe nehmen wir für die Entwicklung der menschlichen Sprache an. Wir erklären die Erwerbung der Sprache durch den Menschen dadurch, daß er vor diesem Besitze schon in gewissen Grenzen begrifflich zu denken vermochte. Diese Möglichkeit wird aber auch durch das Verhalten des noch sprachlosen Kindes bewiesen. Preyer hat das durch einen Versuch gezeigt, den er mit seinem Söhnchen angestellt hat. Das Kind wurde unruhig beim Anblick von Flaschen, die mit weißer Flüssigkeit gefüllt waren, mochten die Flaschen der Form nach noch so verschieden sein, während es sich leeren und mit Wasser gefüllten Flaschen gegenüber ziemlich gleichgiltig verhielt. Es unterschied also Flasche und Inhalt und hatte die Begriffe Flasche und Nahrung gebildet, ehe es die Sprache verstand.

Also auch über die Zustände, wie wir sie in der Urzeit zu denken haben, geben uns die Kleinen erwünschten Aufschluß. Und wir haben nicht erst nötig, zwei Neugeborene in die Einsamkeit zu versetzen und, ohne daß die Laute menschlicher Rede an ihr Ohr dringen, aufzuziehen, wie es einst der König Psam-

metisch gethan haben soll. Man kann übrigens das Ergebnis eines so un-menschlichen Experiments mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussagen. Die Kinder würden es im Laufe der Zeit dazu bringen, sich auf eine eigne Art zu verständigen. Sie würden einen mäßigen Schatz von Gebärden und Lauten erwerben; doch würden die erstern vorwiegen. Denn die Fähigkeit, Laute in mannigfaltigen Verbindungen willkürlich hervorzubringen, läßt sich ohne Vorbild nur äußerst langsam erlernen. Zuweilen schafft auch, wie es scheint, die Ungunst der Verhältnisse eine Lage ganz ähnlich der, wie sie Pflammetich absichtlich herbeigeführt hat. Wenigstens wird von Dörfern der südafrikanischen Wüste erzählt, daß sich dort die Kinder, die oft für lange Zeit von ihren Eltern verlassen werden, selbst eine Sprache bilden. Genauere Beobachtungen und Mitteilungen darüber wären sehr zu wünschen.

So sind wir denn wieder bei dem Experiment des Königs Pflammetich angelangt und könnten damit, wie wir mit ihm begonnen haben, auch schließen, wenn es nicht ratsam schiene, die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Kindersprache und der Sprache der Menschheit, nachdem wir sie im Krebsgang verfolgt haben, uns noch einmal von Anfang an in ihren Hauptstationen zu vergegenwärtigen. Die frühesten Äußerungen des Kindes sind Schreien und Weinen, später erscheinen Lachen und — im Zustand des Wohlgefühls — Lallen. Die Schreie sind zuerst rein vokalisch, dann treten auch, wie es scheint, infolge der Verbindung mit der Saugbewegung, Konsonanten auf. Bald äußert das Kind seine Gefühle absichtlich durch Laute und Gebärden. Willkürlich, auf Vorsprechen hin, die Laute hervorzubringen, die es in seinen „Lallmonologen“ geläufig ausspricht, gelingt ihm nur sehr langsam. Ein gewisses Maß begrifflichen Denkens ist vor dem Besitze der Sprache da. — Das Verständnis für diese erwacht in der Regel an nachahmenden Lautgebilden. Nunmehr bildet das Kind, das sich schon vorher an der Nachahmung ergötzt hat, vielfach selbst nachahmende Worte. Die Worte, die es gebraucht, sind zunächst Eigennamen, werden aber bald zu Gattungsnamen. Dazu sind die ersten Kinderwörter nicht eigentlich Namen, Zeichen für Vorstellungen, sie sind vielmehr Zeichen für ganze Gedanken, die sich auf die benannten Gegenstände beziehen, für Wünsche, Bitten, Fragen, später erst für Aussagen. Aus diesen Satzworthern werden Namen durch Zuhilfenahme von Gebärden. Treten an deren Stelle Lautzeichen, so ist einer der wichtigsten Schritte gethan: die Worte der Lautsprache werden zu Sätzen zusammengesetzt. Zunächst fehlen aber noch Formwörter und jegliche Wortbiegung. Mit dem geringen Vorrat von Bezeichnungen, über die das Kind verfügt, schaltet es äußerst frei. Es überträgt sie, auch wenn sie lautmachend sind, kühn auf ähnliches oder zusammenhängendes, ja es hat auch für Gegensätze oft dieselbe Bezeichnung. Zunächst fehlt natürlich in vielen Fällen das Bedürfnis genauer Unterscheidung, es genügt ein allgemeiner Ausdruck. Nicht selten wird auch ein Wort der Erwachsenen mißverstanden und ihm eine weitere Bedeutung untergelegt. Will das Kind bestimmter bezeichnen, so greift es zur Zusammensetzung. Begriffs-

differenzierung im Anschluß an Lautwandel ist selten. Die Lautgestalt der Wörter ist zunächst sehr einfach. Doppelkonsonanz fehlt anfangs ganz. Silbenverdoppelung ist häufig. Auch später erleiden die Worte im Munde des Kindes noch viele Veränderungen durch Ausfall, Vertauschung, Angleichung u. a. Beginnt das Kind sich der Wortbiegung zu bedienen, so schafft es sich eigne Formen nach naheliegenderem Muster: seine Grammatik wird ganz von der Analogie beherrscht. Auch beim Schaffen der Bezeichnungen verfährt es weiter mit Freiheit: unter dem Einfluß der Assoziation des Ähnlichen, des Zusammenhängenden und des Entgegengesetzten bildet es eigentümliche Ausdrücke. Unterstützt von seiner lebhaften Phantasie schafft es wohl zuweilen hübsche Metaphern.

Ganz entsprechend ist die Entwicklung gewesen, die die Sprache der Menschheit durchgemacht hat. Wir können das an der Geschichte der Kultursprachen und ihrer Mundarten, sowie an dem Bau der Sprachen von Naturvölkern nachweisen, und wo diese uns im Stich lassen, da dürfen wir es auf Grund der Ähnlichkeit des Kinderverständes mit dem des Urmenschen schließen. Nur sind die Fortschritte an vielen Stellen langsamer gewesen, als sie es jetzt bei den Kindern sind, die bei dem wichtigsten Schritte, dem zur Erwerbung der menschlichen Lautsprache, geleitet, und denen auch sonst die Wege sehr geebnet werden. Zum Beispiel hat die Gebärde jedenfalls viel längere Zeit mit auszuhalten müssen, bis die höher entwickelte Lautsprache ihrer Dienste entraten konnte. Die Stufenfolge aber ist genau dieselbe: Vorstufe, der Tiersprache ähnlich, bezeichnet durch Interjektionen und laute Mundgebärden, Entstehung der Gebärden-, später der Lautsprache durch Nachahmung, Einfachheit der Lautgestalt und Vorwiegen der Reduplikation, Bilden von Gattungsnamen aus Eigennamen, Scheidung von Wünschen, Fragen, Aussagen einerseits und Namen andererseits, Neuschöpfung von Bezeichnungen durch mannigfaltige Übertragung, sodasß Vieldeutigkeit und sogar Gegensinn entsteht, dann Wortzusammensetzung und Begriffsdifferenzierung, endlich Schöpfung grammatischer Zeichen.

Von der Stufe der Satzbildung an scheiden sich allerdings die Sprachen. Einige, wie das Chinesische, sind Wurzelsprachen geblieben, andre sind zum Agglutinieren, dem Anheften der formalen Zeichen an die Stämme, noch andre, die indogermanischen und semitischen, zum Flektieren, zu einem Verschmelzen von Stamm- und Formsilben, vorgeschritten, wieder andre, die amerikanischen und die baskische, haben die eigentümliche Methode des Einverleibens ausgebildet. Die Grenzen zwischen diesen Sprachgruppen sind übrigens fließend. Doch bei aller Verschiedenheit in den Ausdrucksmitteln zeigen die Veränderungen, die die Sprachen erleiden, überall gewisse gemeinsame Züge. Nirgends fehlen, um nur das wichtigste zu nennen, Lautwandel, Analogiebildung und Bedeutungswandel. Und bei diesen Veränderungen zeigt sich wiederum Übereinstimmung mit der Sprache der Kinder, nimmehr natürlich der weiterentwickelten, etwa drei- bis sechsjährigen Kinder.

Also die Sprache der Kleinen, ja überhaupt ihre Äußerungen geistigen

Lebens, die die Eltern mit liebevollen Blicken und stetig wachsender Freude verfolgen, bieten auch dem Forscher ein höchst ergiebiges Feld. Wir verdanken ihnen die wertvollsten Aufschlüsse. Aber die Forschung ist noch lange nicht abgeschlossen. An vielen Stellen zeigt unser Wissen noch Lücken, und diese auszufüllen, dazu können manche Eltern mithelfen. Alle Mitteilungen sind willkommen, falls sie nur auf genauer Beobachtung beruhen. Diese verlangt freilich eine gewisse Entfagung; die Eltern täuschen sich nur zu gern über die geistigen Fortschritte, die ihre Lieblinge machen, suchen sie auch wohl künstlich zu beschleunigen und vergessen zu leicht die Nachhilfe, die sie selbst geleistet haben. Aber dafür muß doch die Freude an der Sicherheit der gewonnenen Ergebnisse reich entschädigen.



## Pancrätius Capitolinus

Ein Heldengesang in Prosa von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)



on dieser Stunde an verließ er die Burg nicht mehr, würde auch niemand eingelassen haben, wenn, was freilich nicht geschah, irgend ein Besucher vor der Pforte erschienen wäre. Er that das, was die royalistischen Blätter Frankreichs vor der Pariser Katastrophe von den Ministern zu behaupten pflegten: er verdoppelte seine Wachsamkeit.

Für gewöhnlich hielt er sich in einem Eckzimmer des höchsten Stockwerks auf, aus dessen Fenstern er das ganze Thal nach beiden Richtungen hin zu überschauen vermochte. Dorthin hatte er einen ansehnlichen Stoß Bücher und einen Teil der Lebensmittel gebracht. Mit leiblicher und geistiger Nahrung wohl versehen fühlte er sich auf seinem Luginsland ganz behaglich. Was an Schusswaffen in der Burg vorhanden war, lag scharf geladen auf Stühlen neben den Fenstern. Von Zeit zu Zeit erhob er sich, legte das Buch, worin er gerade las, beiseite und hielt fleißig Ausschau nach dem Feinde. Drei- oder viermal stündlich richtete er ein kleines Reisperpektiv, das er im Gewehrschranke des gnädigen Herrn gefunden hatte, auf die enge Thalschlucht im Osten, durch die die Gallier erscheinen mußten. Nachts ging er nicht mehr zu Bett, sondern schlief völlig angekleidet in einem bequemen Lehnstuhl. In diesem hatte die alte Frau von Geyr, eine immer kränkliche Dame, den größten Teil ihres Lebens verbracht. Er war weder neu noch edel in seinen Formen, entsprach dafür aber allen Anforderungen, die man an einen Krankenstuhl zu stellen berechtigt ist. Nur war er nicht mehr ganz fest auf den Beinen, und als Pancrätius, der sich im Traum in ein Handgemenge versetzt wähnte, der Erregung seiner Seele durch Ächzen und konvulsivisches Hin- und Herwerfen seines Körpers Ausdruck verlieh, begann auch der Stuhl zu ächzen, neigte sich, da ihm in besagtem Handgemenge ein Bein abhanden gekommen war, plötzlich hintenüber und stürzte samt seiner Last mit furchtbarem Gepolter hin.